

**Predigt von Najla Kassab, Direktorin der Bildungsabteilung der
National Evangelical Synod of Syria and Lebanon, Große Kirche Leer, 28.8.2016**

Frieden – auch in Jerusalem

Ein Jurist auf Entenjagd ist eben dabei, über einen Zaun auf das Feld nebenan zu klettern, um die von ihm geschossene Ente zu holen. Da kommt der Bauer in seinem Pickup heran, steigt aus und fragt ihn, was er auf seinem Land tue. "Ich hole mir die Ente, die ich gerade geschossen habe."

"Diese Ente liegt auf meiner Seite des Zauns, also gehört sie mir", so der Bauer. Der Andere entgegnet: "Ihnen ist wohl nicht klar, mit wem Sie reden."

"Nein, und es interessiert mich auch nicht."

"Ich bin ein bekannter Jurist. Und wenn Sie mir diese Ente nicht herausgeben, dann werde ich gegen Sie prozessieren, um Ihren Hof, Ihr Fahrzeug und alles andere, was Ihnen gehört. Ich mache Sie zum Bettler."

"Nun denn", sagt der Bauer, "in unserem Dorf kennen wir nur das Gesetz der drei Tritte."

"Nie was davon gehört", so sein Gegenüber.

Der Bauer erklärt: "Ich verpasse Ihnen drei Tritte und sollten Sie wieder auf die Füße kommen und imstande sein, dreimal zurückzutreten, dann gehört die Ente Ihnen."

Der Jurist überlegt: "In Ordnung, das ist fair."

Und so tritt der Bauer ihn gegen das Schienbein. Er krümmt sich und bekommt einen weiteren Tritt ins Gesicht und schließlich, als er zu Boden geht, noch einen in die Rippen.

Nach einigen Augenblicken kommt er wieder zum Stehen. "Ok, jetzt bin ich dran."

"Schon gut", sagt der Bauer, "Sie können die Ente haben."

Diese Geschichte beschreibt weitgehend die Logik, wie sie sich im Nahen Osten und in der Welt heute insgesamt entwickelt. Wer am heftigsten zutreten und verletzen kann, wird siegen.

Angesichts einer solchen um sich greifenden Mentalität ist Frieden für die Welt so unbedingt notwendig. Die unendliche Geschichte von andauernder Wut auf verschiedenen Seiten hat im Nahen Osten und an anderen Orten eine Kette von Gewalt hervorgebracht, die endlos zu sein scheint und jeden Tag das Leben von Menschen beschädigt. Inmitten von all diesem Schmerz wird die kirchliche Friedensbotschaft in Frage gestellt, werden die vielen Aussagen Jesu über den Frieden in Zweifel gezogen. Was meint er denn, wenn er sagt: „*Frieden lasse ich euch zurück, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht einen Frieden, wie die Welt gibt, gebe ich euch. Euer Herz erschrecke nicht und verzage nicht!*“ (Johannes 14,27)

Eigentlich möchten wir lieber mit Jeremia schreien: „*Friede! Friede! Doch da ist kein Friede.*“ (Jeremia 8,11)

Seine Worte, die einst im Nahen Osten ihr Echo gefunden haben, holen uns wieder ein und sie fordern uns heraus. Was meinen wir denn, wenn wir vom Frieden reden? Was verkünden wir, wenn wir jeden Sonntag unsere Gottesdienste mit dem gegenseitigen Friedensgruß beenden: "*Der Friede Christi sei mit Dir.*"

Was ist das für ein Friede, von dem Jesus spricht, wenn um uns herum alles dem Frieden so fern ist?

Ganz sicher meint Jesus keinen Frieden, der sowieso nicht zu erreichen ist. Er spricht nicht von einem Frieden, der nur für den Himmel gedacht ist. Wie haben die Engel und die himmlischen Heerscharen bei Jesu Geburt gesungen? „*Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden unter den Menschen seines Wohlgefallens.*“ (Lukas 2,14)

Um Christi Frieden zu erklären ist es gut, auf das zu schauen, was er tut, besonders, wie es uns im Johannes-Evangelium vorgestellt wird. Und versuchen, zu erkennen, wie Jesus selbst Frieden gelebt hat. Bei Johannes finden wir zwei sehr prominente Vorstellungen von Jesu Wirken:

Die erste: Jesus besucht mit seinen Jüngern eine Hochzeit in Kana in Galiläa (Johannes 2,1-11). Als der Wein ausgeht und Jesu Mutter ihn darauf aufmerksam macht, bittet er einen Diener, die steinernen Krüge mit Wasser zu füllen. Auf wundersame Weise macht er dann aus Wasser Wein, und so kann es mit der Festfreude weitergehen.

In solch einem setting können wir uns alle gut wiederfinden. In solch einer Geschichte sehen wir Jesus als den, der dafür sorgt, dass die Party weiter geht; als einen, der sich um irdische Bedürfnisse kümmert und alle glücklich macht. Diesen Jesus finden wir gut; von ihm wollen wir lernen, was Frieden bedeutet. Denn der Friede, wie Jesus ihn in Kana schenkt, ist ein Friede, der uns glücklich, zufrieden und fröhlich macht, der uns reich beschenkt und keine Probleme beschert. Wo aber ein kleines Problem auftritt, wie der mangelnde Wein, da ist Jesus zur Stelle und schafft Abhilfe durch ein Wunder.

Frieden ist, wenn wir genug zu essen und zu trinken haben und fröhlich sind. Diese Vorstellung von Frieden bestimmt oft unsere Beurteilung dessen, was um uns herum geschieht. Wir haben Frieden, wenn wir mit den Menschen in unserer Nähe gut auskommen. Wir haben Frieden, wenn wir in der Welt gut klarkommen. Dann sind wir entspannt und freuen uns an der Schönheit und der Sorglosigkeit einer Feier, die nicht aufhört. Diese Art Frieden ist beruhigend und wir können Jesu Herrlichkeit genießen.

Die zweite Vorstellung von Jesus, (im Johannes-Evangelium) ganz dicht bei seinem Besuch in Kana plazierte, ist die seines Besuchs im Tempel (Johannes 2,13-22). Innerhalb von wenigen Zeilen verändert sich die heitere Szene. Jesus, der besonnene, hilfsbereite Mann der Party, wird zornig über diejenigen, die das Haus Gottes in einen Marktplatz verwandelt haben. Mit einer Peitsche aus Stricken jagt er alle, die mit Rindern, Schafen und Tauben handeln, zusammen mit den Geldwechsellern hinaus.

Die Szene, in der Jesus eine Peitsche macht, das Geld ausschüttet, die Tische umstürzt und den Leuten befiehlt, ihre Waren wegzuschaffen, irritiert uns; sie lässt uns zögern, ihn in den Tempel zu begleiten. Und wir fragen uns, ob dies derselbe Jesus ist, den wir von Kana her kennen? Kann dieser Jesus, der so wütend wird, uns irgendetwas über Frieden beibringen?

Viele mögen sich fragen, was schiefgelaufen ist, dass er hier so anders ist. Die Szene in Jerusalem stört unsere Heiterkeit, so, wie es sie in Kana gab. Der Jesus von Kana scheint die Party zu unterstützen, während der Jesus in Jerusalem alles verdirbt. Der in Kana besänftigt, der in Jerusalem rüttelt die Dinge auf. Aus Heiterkeit wird Durcheinander. Derjenige, der Probleme behoben hat, scheint zum Urheber von Problemen zu werden. Derselbe, der alle fröhlich gemacht hat, scheint ebenso Konflikte mit sich zu bringen. Es wäre ja ziemlich schwierig, die Szene in Jerusalem friedvoll zu nennen.

Vermutlich würden die meisten von uns mit Jesus nach Kana gehen, aber nicht nach Jerusalem. Gerne zum Fest, aber nicht dahin, wo wir falsches Verhalten benennen müssen oder in Konfrontation zu dem gehen, was dem Willen Gottes für die Menschen entgegensteht. Deshalb können viele von uns diesen Jesus nicht als Friedenstifter wahrnehmen - und trotzdem ist er genau dies. Auch in Jerusalem entdecken wir den Frieden Jesu, nur ganz anders.

Jesus war bereit, gegen die anzugehen, die gegen Gottes Willen handelten; er war bereit, Risiken einzugehen und dem Leben eine ganz neue Bedeutung zu geben. Solcher Friede bedeutet den Weg des Schmerzes, der Jesus ans Kreuz geführt hat. Sein Friede ist einer, der die Auseinandersetzung nicht scheut, der sicher keine Freude am Leiden hat, vielmehr: der gegen das Leiden kämpft, bis Gottes Wille auf Erden gelebt wird.

Den Frieden zu verstehen bleibt eine Herausforderung, vor die uns das Johannesevangelium stellt. So, als wolle Johannes uns klarmachen, dass, wenn wir mit Jesus zur Hochzeit in Kana, zu Spiel und Freude gehen, dann genauso mit ihm in den Tempel, in die Auseinandersetzung hinein, um das, was den Frieden, den Shalom, verletzt, öffentlich zu machen.

Shalom: das bedeutet vollkommenes Wohlergehen für die Menschen; es strömt aus dem Willen Gottes hervor, damit alle "Leben in Fülle" haben; alles, was gut ist.

Und dann wird unser Verhalten davon bestimmt sein, Frieden zu leben in der Hoffnung, zum Shalom zu gelangen. Dann, wenn wir das Leben und den Frieden genießen genauso wie zu Zeiten, da wir wütend sind und versuchen, das Böse zu überwinden und Frieden wieder herzustellen.

Als Christen sind wir aufgerufen, an beiden Arten des Frieden festzuhalten, dem Frieden von Kana und dem von Jerusalem. Wenn jemand von uns sich mehr in nur der einen Weise des Friedens wohlfühlt, dann ist er oder sie gehalten, die andere mit im Blick zu haben.

Im Nahen Osten haben wir lange Jahre solchen „Frieden des Tempels“ gelebt, wo wir doch dazu herausgefordert waren, sehr deutlich zu buchstabieren, was Gottes Wille für die Menschen ist. Für eine ziemlich lange Zeit haben wir in einer entmenslichenden Situation gelebt, die die Leute zurückließ ohne Land, ohne Staat, ohne Würde und ohne Zukunft. Über Jahre war es Aufgabe der Kirche, ihre Stimme zu erheben: gegen alle Formen des Missbrauchs, die Menschen in dieser Region erleben, ob sie Juden, Christen oder Muslime seien. Die Kirche muss deutlich ansagen, wie der Friede Christi im Nahen Osten wirksam werden kann; ein Friede, den die Welt nicht geben kann, vielmehr ein Friede, der allen den Shalom gewährt.

Manche könnten den Ärger Jesu in Jerusalem dazu missbrauchen, um Gewalt zu rechtfertigen, aber das liegt unserer christlichen Lehre fern. Es ist ja eher Jesu Begeisterung, Gottes Wille für Gottes Volk hinauszuführen, was ihn so fest bei seinen Überzeugungen bleiben lässt und sie mit allen Konsequenzen verteidigen lässt. Jesus war bereit, sich ganz und gar einzumischen und dafür den Preis zu zahlen.

Genau dazu sind wir oft nicht bereit – wir möchten lieber im Frieden von Kana verweilen. Wir wollen uns das Fest nicht verderben (lassen). Wir fühlen uns oft ganz wohl in unserer Situation und wollen uns lieber nicht zu Ungerechtigkeiten äußern, die Menschen erleben; seien es die unterdrückten Frauen in unseren Kirchen und in der Gesellschaft oder die an den Rand Gedrängten und die Armen. Wir weigern uns, Ungerechtigkeiten anzuprangern, die unsere Regierungen anderen Nationen, anderen Rassen, anderen Religionen antun.

Aber der Friede Christi ist nicht die Abwesenheit von Problemen, sondern das Vertrauen darauf, dass Jesus bei uns ist.

Ich weiß um die Schwierigkeiten, die Deutschland mit der Aufnahme von syrischen Flüchtlingen durchlebt. Ich weiß um die Unsicherheiten, durch die die Deutschen gegangen sind. Ich kenne den Preis, den wir im Libanon zahlen, wenn wir 1 Million Flüchtlinge behergen und das ganze Land 4 Millionen Einwohner hat.

Manche Leute in unserer Kirche fühlen sich gestört und kritisieren uns dafür, dass wir uns einmischen. Viele haben sich sogar dagegen gewehrt, dass in ihrer Nachbarschaft Schulen für syrische Flüchtlinge eröffnet wurden, weil sie belästigt werden könnten. Sie möchten einfach nur in Kana bleiben. Sie wollen nicht gestört werden.

Der Friede Christi (dagegen) ist ein Friede, der uns auffordert, die Stimme zu erheben und zu handeln – gegen jede ungerechte Praxis. Es ist ein Friede, der versucht, Gottes Willen zu erfüllen, auch wenn wir dadurch die Sorglosigkeit der Dinge erschüttern.

Als Kirche der Reformierten Tradition stehen wir in einer Geschichte, in der die Kirche ihre Stimme erhebt, auch wenn das bedeutet, an unserem gegenwärtigen Kirche-Sein selbst zu rütteln, aber dadurch den wahren Frieden aufzubauen, den Christus gebracht hat; ein Friede, der ein Schritt hin zu Gottes Willen auf Erden ist: dem Shalom, dem Guten für alle, die Fülle des Lebens für alle.

Im nächsten Jahr feiern wir 500 Jahre der Reformation und wir werden gefragt, wo wir stehen. Sprechen wir immer noch laut aus, wozu unser Glaube uns aufruft? Sind wir bereit für diese Art des Friedens an der Seite Jesu und setzen wir uns dafür ein, das zu korrigieren, was Gottes Willen für die Menschheit entgegensteht?

Der Friede Christi ist beides zugleich: ein Friede der Sorglosigkeit und der Konfrontation, ein Friede wie in Kana und wie in Jerusalem.
Christi Friede sei mit euch. Amen

(Übersetzung: Sabine Dreßler)